

## \*Vetehmalige Glöckner von Ronneburg

Man schrieb das Jahr 1947. Ein Mann von 32 Jahren, Familienvater — noch nicht lange aus dem Kriegsgefangenenlager zurück, in seinem alten Betrieb gab es für ihn nichts mehr zu tun — brauchte Hilfe. Da stand er nun, ein schwächlicher Mann, vor seinem Pfarrer, der zu ihm gesagt hatte: „Wenn Sie Hilfe brauchen und Arbeit suchen, mein Lieber, dann kommen Sie nur zu mir!“

Er bekam Arbeit. War er doch immer ein guter Christ gewesen, so erzogen, und aufgewachsen, hatte er dem Christlichen Verein Junger Männer angehört. Der Elektriker wurde Kirchendiener, durfte Religionslehre erteilen, die Abendglocken im thüringischen Ronneburg läuten, die Turmuhr auf ziehen und Leichen tragen — Arbeit genug. Nur, geholfen war ihm eigentlich nicht viel damit; denn die Kirchenverwaltung, wohl eingedenk des biblischen Wortes, daß jede gute Tat ihren himmlischen Lohn in sich trage, war mit dem irdischen recht sparsam.

So blickte der Mann eines Tages von seinem Kirchturm ins Land, sah, daß sich vieles zu ändern im Begriffe war, und ließ den Glockenstrang fahren, um lieber bei diesem Ändern mitzutun. Als er das später einmal erzählte, sagte er, Heinrich Heine habe ihm bei diesem Entschluß mit seiner Aufforderung, hier auf Erden schon das Himmelreich zu errichten, geholfen.

Wenn heute ein Besucher am Riesenbau des Rohkohlebunkers im Kombinat „Schwarze Pumpe“ fragt, wer denn der Genosse Martin Raubold sei, hört er: „Raubold? Der hat die ganzen Kräne über sich.“ Über sich, natürlich. Wie könnte man auch diese Riesen von Turmdrehkränen unter sich haben! Und wenn der Besucher darauf besteht, den Genossen Raubold, den Brigadier der Kranführer vom VEB Industriebau Cottbus, selbst zu sprechen, muß er sich unter Umständen auf einige Stunden Fußmarsch gefaßt machen. Wo er hinkommt, heißt es nämlich meist: „Raubold? Ja, warten Sie mal... der war hier, aber jetzt wird er wohl...“ Nein, da ist er auch gerade wieder fort.

Aber der Weg lohnt sich; denn als der Sucher dann endlich dem Martin Raubold,

dem Mann aus Ronneburg, gegenübertritt, steht da gerade einer an der Tür, ein hübscher Kerl, braun, mit blitzenden Zähnen, und grinst und erzählt etwas von welchen, die jetzt krank sind, und sagt: „Ich bin lieber krank, wenn die Sonne scheint.“ Worauf der Genosse Raubold lächelnd fragt: „Ach, hackst du dein Holz jetzt im Sommer?“ Das läßt dessen Zähneblitzen hinter einem verlegenen Gesicht verschwinden.

So einer ist das also, der Genosse Martin Raubold? Ja, so einer ist das.

\*

Es führt ein langer Weg vom Ronneburger Kirchturm auf die Turmdrehkräne im sozialistischen Aufbauschwerpunkt „Schwarze Pumpe“, lang nicht nur nach Kilometern. Da sind einige Stationen, die entscheidende Bedeutung für das Leben des Mannes Martin erhalten.

Nachdem er 1948 in Espenhain beim Gleisbau eine sehr irdische Tätigkeit ausgeübt hatte, meldet er sich 1949 zur Arbeit bei der Wismut, damals noch sowjetischer Betrieb. Dort beginnt seine politische Erziehung. Zunächst in der Gewerkschaftsarbeit: Er wird Gruppenorganisator, dann Vorsitzender eines „Kameradschaftsgerichts“. Hier hat er schon selbst politische Entscheidungen zu treffen. Einmal geht es zum Beispiel um einen Steiger, der sich an fremdem Geld vergriffen hat. Ihm wird auf gegeben, zwei Jahre als Hauer vor Ort zu arbeiten und sich so von neuem als Mitglied des Kollektivs zu bewähren. Der Erfolg zeigt: es war eine richtige Entscheidung. Ein Mensch wird der sozialistischen Gemeinschaft zurückgewonnen.

In der Arbeit bei der Wismut lernt Martin Raubold vieles kennen, was es in seinem Leben vorher noch nicht gegeben hat. Eines ist die Solidarität der Arbeiter — auch der, die verschiedene Sprachen sprechen. 1953 tritt er deshalb in die Gesellschaft für Deutsch - Sowjetische Freundschaft ein.

So geht der Weg von Stufe zu Stufe. Er verläuft nicht immer gradlinig: für kurze Zeit scheidet Martin Raubold bei der Wismut aus, weil es ihm nicht gelingt, seine Versetzung nach Ronneburg, wo die Familie lebt, zu erreichen. Obwohl